Zeitschrift: Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau
Band: 95 (1958)
Heft: 95

Artikel: Erlebnisse eines Thurgauers in Napoleons russischem Feldzug
Autor: Leisi, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-585279

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erlebnisse eines Thurgauers in Napoleons russischem Feldzug

Mitgeteilt von E. Leisi

Fräulein Hanna Ribi in Frauenfeld, Sekundarlehrerin, hat uns in freundlicher Weise die Abschrift eines von einem Teilnehmer am russischen Feldzug geschriebenen Briefes zur Verfügung gestellt, die sich bei ihren mütterlichen Vorfahren erhalten hat. Der Brief ist interessant als Bericht eines Augenzeugen und lehrt uns zugleich in ansprechender Art den Ton kennen, in dem damals wohl erzogene Kinder mit ihren Eltern verkehrten. Eine Unterschrift weist die «Copia» nicht auf; wir können jedoch aus verschiedenen Anzeichen entnehmen, daß der Brief von Dr. Johannes Gräflein aus Steckborn geschrieben worden ist. Dieser junge Arzt befand sich aber nicht bei dem Hauptheer, das den Brand von Moskau und die Katastrophe an der Beresina erlebte, sondern war Chirurg in einer Seitenarmee, die nach dem Überschreiten der Grenze links durch Littauen an die Düna vorstieß. Von dort wurde sie Ende Oktober nach Wilna zurückgezogen, um den Rückzug der völlig zerrütteten Hauptabteilung zu decken.

Die Große Armee hatte den Fluß Niemen und damit die Grenze am 24. Juni 1812 überschritten und war gegen Kowno und Wilna marschiert. Der linke Flügel, bei dem Gräflein stand, schwenkte nach Nordosten ab und erreichte die Stadt Dünaburg. Bald darauf zog das Heer der Düna entlang flußaufwärts bis nach Polozk. Von dort rief aber der Divisionsgeneral von Kogendorp den Arzt zurück nach Widsy,[1] damit er daselbst ein Spital anlege. Gräfleins Tätigkeit in dieser littauischen Stadt dauerte vom 9. Juli bis zum 2. November und bildete den Glanzpunkt seiner Wirksamkeit als Feldarzt. Inzwischen gelangte Napoleon mit dem Gros nach Moskau; aber schon am 15. September, am Tag nach seiner Ankunft, brach das verhängnisvolle Großfeuer aus, welches die Franzosen zu ihrem katastrophalen Rückzug nötigte. Zwar fand der bekannte Übergang über die Beresina, die gut 160 Kilometer östlich von Widsy nach Süden fließt, erst vom 26. zum 28. November statt; allein schon lange vorher, am 31. Oktober, erschienen Schwärme von

[1] Widsy (Gräflein schreibt Wydsi) liegt an der Disna, östlich der heutigen Bahnlinie Dünaburg - Wilna.

Kosaken vor Widsy und brannten schließlich die Stadt nieder. Gräflein zog sich mit seinem Spital nach Wilna zurück. Am 10. November wurde es 50 Kilometer ostwärts verlegt nach Smorgon an der Wilija. Hier sahen die Insassen des Lazaretts die Trümmer der französischen Armee und das ganze Elend des jammervollen Rückzugs. Wie der junge Schweizer Arzt dann nach Verlust seiner Geldmittel und seiner ganzen Ausrüstung an die deutsche Grenze und weiter bis an den Rhein gekommen ist, erzählt er in seinem langen Brief nicht mehr. Als er in Mainz an seine Eltern schrieb, war Deutschland im Osten schon bis an die Elbe für Napoleon verloren. Es standen aber für seine Gegner noch schwere Kämpfe in Aussicht, bis endlich am 16.–18. Oktober 1813 durch die Völkerschlacht bei Leipzig die Entscheidung fiel, und zwar zugunsten Deutschlands.

Es scheint, daß sich Johannes Gräflein längere Zeit in Mainz aufgehalten hat; denn dort lernte er vermutlich die Frau kennen, mit der er dann in Steckborn am 18. Juni 1814 in die Ehe trat. Sie hieß Meta Addiks und stammte aus Ober-Hammelwarden an der Weser, Kreis Brake im Großherzogtum Oldenburg. Man kennt auch die Eltern dieser Niedersächsin; sie sind im Pfarrbuch von Steckborn angeführt als Heinrich Addiks und Meta Katharina geb. Uozzenburg. Johannes Gräflein selber war am 19. August 1786 getauft worden als Sohn des Müllers Melchior Gräfli von Steckborn und seiner zweiten Frau Anna Magdalena Häberli von Tägerwilen. Er ließ sich nach Napoleons Niederlage als Arzt in Steckborn nieder. Söhne hatte er keine; von seinen fünf Töchtern starben vier schon im ersten Lebensjahr; einzig die zweite, Anna Magdalena Juliane (1816–1845), überlebte das kritische Jahr, starb aber unverheiratet, so daß von dem Arzt Johannes Gräflein keine Nachkommen mehr vorhanden sind. Auch er schied früh aus dem Leben, am 12. Februar 1821; dagegen schloß seine Witwe in Kreuzlingen eine zweite Ehe. Aus dem Geschlecht Gräflein, das sich bis 1798 Gräfli schrieb, ist am bekanntesten Johann Melchior (1807–1849), Advokat und liberaler Politiker. Er gehörte mit Dr. A. Kern von Berlingen und Dr. Joh. Bapt. von Streng dem sogenannten Triumvirat an, das zwölf Jahre lang durch Sachkenntnis und Beredsamkeit den Großen Rat und damit den Thurgau regierte.

Der Brief

Mainz, den 10. März 1813

Vielgeliebter Vater!

Hier sitzt nun Euer aus tausend Gefahren geretteter Sohn und unterhält sich mit seinem lieben Vater. Schon ist das der fünfte Brief, den ich an Sie schreibe, wie auch an meinen werthen Schwager; allein immer bleibt alles unbeantwortet. Es ist

sehr wohl möglich, daß durch die großen Unruhen die Briefe verloren sind, oder vielleicht noch herumirren; inzwischen wünsche ich, daß Sie, lieber Vater, diesen in bestem Wohlseyn erhalten und ihn bald beantworten. Es würde mich wieder etwas beruhigen; denn schon seit Straßburg bin ich ohne Nachricht von Ihnen. Was bleibt mir übrig zu denken, als daß große Veränderungen in der Familie müssen vorgefallen seyn? Etwas tröstet mich von meines Onkels Seite, weil er mir einmal nach Rußland schrieb, mein Vater und übrige Familie befinden sich wohl.

Wie glücklich und ruhig leben Sie nicht in Ihrem Vaterlande gegen dem armen Deutschland, wo schon seit Jahren der traurige Schauplatz des Krieges war und noch immer ist! Vor einigen Monaten war er 500 Stunden davon entfernt, und nun droht er dem ganzen Lande Untergang. Vater, dieser Brief ist würdig, mit aller Andacht gelesen zu werden, und dann glaube ich wohl, werden einige Thränen für Euern Sohn fließen.

Man kann es sich gar nicht traurig genug vorstellen, wie es uns in dem bösen Rußland ergangen ist! Kaum waren wir 14 Tage im feindlichen Lande, als ich sehr krank wurde und gezwungen war, in einer Stadt zu bleiben, welche ganz von Menschen verlassen war. Ich hatte keine Medicamente und weder Essen noch Trinken; 10 Tage lang lag ich im Zimmer auf Stroh. Mein Bedienter ging täglich in den Wald, um Wild zu schießen für seinen Unterhalt. Für mich fand er eine Ziege, von deren Milch ich lebte und wieder gesund wurde. Nachdem ich acht Tage marschirt hatte, traf ich glücklich mein Regiment im Lager bey Dünaburg an der Düna. Allein ehe ich so weit war, kostete es viele Mühe. Erstlich war ich noch sehr schwach und die Witterung elend; alle Häuser waren von den Einwohnern, die sich in die tiefsten Wälder geflüchtet und alles mitgenommen hatten, verlassen. Alles war vertrieben worden durch den Donner der Kanonen. Man sah keinen Vogel unter dem Himmel. Einmal wurde ich gezwungen, in einem tiefen Wald zu bleiben, weil mich die Nacht überfiel mit meinem Bedienten und zwey Pferden. Zu essen gab es nichts; ich machte ein großes Feuer, setzte mich daneben mit zwey geladenen Pistolen, und rauchte meine Pfeife, bis ich entschlief. Mit Erstaunen erwachte ich des Morgens, als die Sonne schon am Horizont aufgegangen war, setzte mich auf mein Pferd und verfolgte meinen Weg. 24 Stunden lang war dieser Wald und angefüllt mit wilden Thieren. Man trifft zuweilen auch kleine Dörfer an darin, allein, wie gesagt, von allem verlassen und die meisten abgebrannt.

Ich gieng nachher mit meinem Regiment bis Polozk, wo das zweyte Korps der Armee stehen blieb, und ich wurde 40 Stunden weit zurückgerufen durch die Ordre des General-Gouverneurs von Litthauen, Graf de Kogendorp, und General der Division, um in der Stadt Wydsi ein Hospital anzulegen. Ich wurde als Chef ernannt; in kurzer Zeit war alles in Ordnung, alles mußte neu angeschafft werden.

Die Anzahl der Verwundeten betrug immer 400 bis 500 Mann; bey allen diesen hatte ich nur drey Unterchirurgi, einen, der mir die Medicamente bereiten mußte, und zwey, die die Bandagen in Ordnung brachten, so daß, wenn ich des Morgens kam, alles in Bereitschaft war. Früh um vier Uhr fieng ich an, mit meinen Gehilfen die Schwerverwundeten zu verbinden, und dieses dauerte bis mittags zwey Uhr. Nach Tische mußte ich die Zeit durchbringen mit Operationen, so, lieber Vater, daß ich wenig Ruhe in den 24 Stunden hatte. Ich arbeitete immer mit dem größten Contentement, weil ich gesund und in meiner Praxis glücklich war. Der General Coutard, welcher unser und das dritte Regiment Schweizer kommandirte, wurde zur selben Zeit auch zurückgerufen und als Gouverneur der Stadt Distrit[1] ernannt. Bey Sr. Excellenz hatte ich freyen Tisch und alles, was ich verlangte. Er wurde einmal von einer Krankheit überfallen; ich heilte ihn und erhielt ein Geschenk von 10 Louisd'or. Ich hatte auch viele Praxis bey den Edelleuten auf dem Lande, wo wir öfters mit der Kutsche hinfuhren; diese glücklichen Tage dauerten nur vom 9. Juli bis zum 2. Nov.

Den 28. Octobre bekam der General Ordre, sich nach Wilna zu begeben, und ich, mein Hospital dahin zu verlegen; es ist die Hauptstadt von Litthauen. Mein General gieng des Nachts um 12 Uhr weg, den 28. Octobre; ich mußte bleiben bis den 1. Nov. Den 31. Octobre besuchte ich noch eine Gräfin 4 Stunden weit, und indem ich mit der Familie zu Tische war, kam auf einmal ein Brief. Die Gräfin liest und erschrickt. Ich fragte sogleich nach der Ursache; sie verriet mir, die Kosaken wären nur eine Stunde von hier und wollten mich gefangen nehmen. Da wurde mir sonderbar zu Muthe; der Wagen wurde vorgefahren, und ich stieg ein und fuhr, so viel die Rosse laufen konnten, nach Hause. Allein, als ich mich der Stadt näherte, bemerkte ich, daß sie ganz von russischer Cavalerie umgeben war. Ich sprang aus dem Wagen und rettete mich in mein Haus, wie ich konnte. Zu gleicher Zeit sprengten die Russen heran, kamen aber nicht in die Stadt. Die Besatzung bestand in 150 Mann Infanterie, einem Obrist und 40 Mann Cavalerie; diese begab sich auf den Kirchhof, der mit einem Zaun umgeben war, und eröffnete ein heftiges Gewehrfeuer auf die Russen. In mein Zimmer, das gerade gegenüber lag, flogen mehr als 300 Musketenkugeln. Dies Gefecht fieng um 4 Uhr des Abends an und endigte des Nachts um 1 Uhr. Als die Russen sahen, daß sie nichts ausrichteten, steckten sie die Stadt an allen Seiten an, so daß einige 90 Häuser abgebrannt sind. Sie waren 900 Mann Cavalerie stark und hatten 60 Todte und 150 Verwundete, und wir 4 Todte und 6 Verwundete. Wir behielten die Stadt, und sie mußten sich zurückziehen. In mein Hospital kamen 25 Kosaken, nahmen meinen Fieberkranken

---

[1] Nicht bekannt, vielleicht Disna an der Düna.

alles ab, hingegen meinen Blessirten gaben sie Geld, Branntwein zu trinken und küßten sie. Dies ist eine sonderbare Behandlung, nicht wahr, lieber Vater? Es läßt sich aber leicht erklären: Der Russe wird selten krank, allein so gut wie ein anderer wird er verwundet.

Ich blieb die ganze Zeit in meinem Zimmer und wurde gerettet, wiewohl mein ganzes Haus in Disposition der Russen war. Zwey Tage nachher schickte ich 200 Wagen mit Kranken weg; es war 40 Stunden bis Wilna; ich ritt mit meinem Bedienten in zwey Tagen dahin, wo ich meinen General wieder fand. Er bekam wieder eine Brigade, und ich blieb immer bey ihm. Den 10. Nov. marschirten wir wieder vorwärts zu der Armee. In Smorgonie[1] trafen wir sie; wir machten die Arrière-Garde oder besser gesagt, wir waren die letzten und beschützten die andern und standen von morgens bis abends im Canonen- und Kartätschenfeuer, dabey immer marschiren, tiefer Schnee, eine ungeheure Kälte, weder Essen noch Trinken, ein Stück Pferdefleisch, Schnee für den Durst, immer unter freyem Himmel, nicht einmal Stroh, um darauf zu liegen. Alle Häuser waren abgebrannt, die Straße war voll von Todten, die vor Hunger und Kälte umgekommen. Die Cavalerie erfror auf den Pferden; 30 Grad war die Kälte, dabey nichts im Leibe und nichts zur Bedeckung. Alles hatten wir verloren, auf die Letzt kein Hemd auf dem Leibe, voll Ungeziefer bis über die Ohren, vom General bis zum Soldaten. Hungersnot und Kälte hat unsere Armee geschlagen, nicht die Russen.

Von dem armen Schweizerregimente sind wenig übrig geblieben. Unser Regiment bestand in 3000 Mann und 86 Offizieren; nun sind noch übrig 50 Soldaten und 20 Offiziere. Ich habe meine drey Unterchirurgi verloren; einer ist erfroren, einer gefangen und der dritte durch die russischen Bauern totgeschlagen worden. Aus den größten Gefahren wurde ich immer glücklich gerettet. Oft dachte ich: «Könntest du doch noch einmal deinen lieben Vater und Familie umarmen! Dann wolltest du gerne sterben.» Lange Tage drohte mir der Tod von allen Seiten, durch die Kugeln, den Hunger und die Kälte. Lieber Vater, meine Feder ist zu schwach, um alles zu schildern, was ich in diesem Feldzug erfahren habe. Meine Hände und Füße, Ohren und Nase sind erfroren, jetzt aber wieder geheilt. Wie viele von den Hohen bis zu den Niedrigsten, die durch den Frost Hände und Füße verloren haben, laufen jetzt auf hölzernen Beinen! Die Kälte war so gräßlich, daß die Eiszapfen uns zur Nase heraushiengen, und das Gesicht so steif, daß wir unmöglich miteinander sprechen konnten. Alle Augenblicke sah man die armen Menschen umfallen, ohne Kraft, sich wieder aufzurichten; einen Moment nachher waren sie starr gefroren. Kein Bruder konnte dem andern helfen; jeder suchte sich selbst zu

[1] Smorgon ist der Ort, wo ein paar Wochen später, in der Nacht vom 5. zum 6. Dezember, Napoleon sein zertrümmertes Heer verließ, um über Wilna, Warschau und Dresden nach Paris zu eilen; dort kam er am 19. Dez. an.

retten. Kein Soldat gab mehr acht auf das Commando, alles Menschengefühl war erloschen. Die armen Blessirten konnten nicht mehr verbunden werden auf unserer Retirade; sie blieben liegen und sahen den Tod unmittelbar vor Augen. Rechts oder links ausweichen konnten wir nicht, ohne Gefahr zu laufen, von den Bauern totgeschlagen zu werden. Die Kosaken hatten uns einst den Weg abgeschnitten und glaubten uns gefangen zu haben. Sie hatten die Kanonen auf den Weg gepflanzt und waren fünfmal so stark als wir; aber unsere Leute liefen Sturm mit den Bajonetten gegen die Mündungen der Kanonen, die anhaltend auf uns bombardirten, daß es schien, als ob Himmel und Erde vergehen wollten. Wir schlugen uns glücklich durch, und die Russen mußten ihre Stücke verlassen.

Das Land an sich selbst ist ganz flach, mit großen Waldungen, wenig Dörfern und sehr wenig Städten; die Häuser sind elend gebaut und bestehen aus Holz und Stroh; die Einwohner hausen mit ihrem Vieh zusammen. Es gibt viele Edelleute, bei welchen es ziemlich gut aussieht und die wohlgesittet sind. Sie sprechen gewöhnlich mehr als eine Sprache. Die Bauern sind ihre Leibeigenen. Wenn sie ins Zimmer treten, fallen sie auf die Knie nieder und küssen die Füße und Kleidung ihrer Herren. Sie haben alle sehr lange Bärte und tragen keine Schuhe, sondern flechten sich von Baumrinde eine Art Fußbedeckung. Mühlen haben sie nicht, um das Getreide zu mahlen, sondern nur zwey große, runde Steine, womit sie es ein wenig zerreiben und dann backen.

Nun ist alles verheert und verwüstet; auf 200 Stund weit bis Moskau findet man nichts mehr als Erde. Alle Waldung ist abgebrannt. Der Himmel war immer geröthet von all dem Feuer. Man hätte glauben können, der Jüngste Tag wäre angebrochen; denn man hörte Tag und Nacht nichts als den Donner der Kanonen.

Lieber Vater, dieser Feldzug hat mich sehr zurückgestellt in meinen Finanzen: Alle meine Equipage verloren und dafür keinen Ersatz bekommen, dabey noch 36 Louisd'or zu fordern. Wer weiß, wann diese bezahlt werden! Es ist uns versprochen, in kurzem bezahlt zu werden; dann erhalte ich fr. 400 Entrée de Campagne für den Feldzug, fr. 400 für meine verlorenen Güter und 1496 francs Tractament; hätte ich es nun gehabt, so wäre es mir möglich gewesen, zu Ihnen zu kommen. Es ist hier alles so theuer; ich bezahle für mein Speisequartier frs. 60 des Monats. Wir bleiben hier bis den 22. März, und dann gehen wir wieder über den Rhein[1] nach der Armee. Nun geht es wieder aufs neue ins Feld; gestern kaufte ich mir ein Pferd für 25 Louisd'or.

Ich habe viele gute Freunde getroffen bei den Schweizer Regimentern; unter diesen ist ein Dumelin[2] von Frauenfeld. Jch glaube, lieber Vater, er wird Sie

[1] Mainz liegt auf dem linken Rheinufer; «über den Rhein» bedeutet also: gegen Deutschland.

[2] Es befanden sich zwei Dumelin aus Frauenfeld als Offiziere bei der französischen Armee. Der Weißgerber und Gemeinderat Hans Jakob Dumelin (1745—1811) hatte zwei Söhne: Johann Jakob (1779—1833) und Friedrich

kommen besuchen und die Complimente machen von mir. Seien Sie so gut und empfangen ihn freundlich; er ist ein braver junger Mann, der Freundschaft verdient.

Leben Sie wohl und glücklich, lieber Vater, mit Ihrer Familie! Der gute Gott gebe Ihnen ein hohes Alter und Gesundheit; pflücken Sie immer Rosen auf Ihrem zeitlichen Pfade!

Ich nenne mich wie alle Zeit Ihren bis ans Grab aufrichtig liebenden und bereitwilligen Sohn.

Nachschrift

Meine tausend Empfehlungen an meinen lieben Bruder und Schwestern, an Herrn Schwager Gräflj, meinen Götti und Frau Gotte,[1] an meinen braven Herrn Caplan, meine Collega Gräflj[2] und Tobler, inzwischen an alle, die sich meiner erinnern.

Ich habe vor einigen Tagen einen Brief von meinen Oncle und Tante bekommen. Sie befinden sich wohl und lassen sich empfehlen; sie sind mein zweiter Vater und Mutter und lieben mich wie ihren eigenen Sohn. Wie froh waren sie, als sie hörten durch meine Briefe, daß ich wieder glücklich aus Rußland zurückgekommen war. Meine gute Oncle und Tante leben wie in einem Paradis auf ihrem Landgut, abgesondert vom Weltgetümmel. So hoffe auch ich einmal zu leben mit meiner Frau. Es kann seyn, lieber Vater, daß Ihr Sohn in kurzem heirathen wird. Mein lieber Oncle und Tante sind vollkommen damit zufrieden, und ich wünsche auch Sie, lieber Vater. Die Person ist nicht reich, wo so viele darnach trachten; ihr Vermögen ist groß genug, und ihr gutes Herz macht sie reicher als alle Schätze der großen Welt.

Ludwig (1784—1854), die es beide im französischen Kriegsdienst zum Hauptmannsrang brachten und Ritter der Ehrenlegion wurden. Johann Jakob erhielt überdies von den zurückkehrenden Bourbonen eine Medaille, weil er ihrer Dynastie nach Napoleons Rückkehr aus Elba treu geblieben war. Dieses Abzeichen wurde ihm in Frauenfeld am 25. November 1815 in feierlicher Sitzung des Rates übergeben (J. G. Freyenmuth, Journal, Bd. V, S. 210, Manuskript in der Kantonsbibliothek). Friedrich Ludwig vermählte sich mit Elisabeth Eugenie Magdalene von Reding, der Tochter des Regierungsrats Franz Xaver Reding von Biberegg (1768—1812). Die Ehe blieb jedoch kinderlos, und somit starb bei seinem Tod 1854 dieser Zweig der Frauenfelder Dumelin aus. Welcher von den beiden Brüdern in Rußland mit Johannes Gräflein zusammengekommen war, läßt sich nicht ermitteln.

[1] Als Paten von Johannes Gräflein sind im Pfarrbuch angegeben: Hr. Caspar Hanhart, Beck, und Jungfrau Anna Maria Hausmann. Die Taufe fand am 19. Aug. 1786 statt.

[2] Dr. med. Christoph Gräflein.